

STURMFELS, Wilhelm: *Grundprobleme der Ästhetik*. München/Basel: Ernst Reinhardt 1963. 130 S. Lw. 11,-.

Dieses Buch ist deshalb von besonderem Interesse, weil der Verf. von Kant herkommend eine Ästhetik zu entwerfen sucht. Es geht um „die Gesetzmäßigkeit der Form“ (7), die sich allerdings nur „dem menschlichen Gemüt und nicht dem Verstand“ (9) erschließt. „Der Versuch, die Grenzen dieser Ordnung im Metaphysischen aufzuheben, um gleichsam das Geheimnis des Gegenstandes zu enthüllen, vermittelt uns nichts, über das mit Gründen ausgesagt werden kann“ (15). „Die Kunst ist somit Kunst des Individuums, sofern erst in ihr das Selbstgefühl des Individuums ausdrücklich und mitteilbar wird“ (37). Diese Auffassungen, die in einer Reihe von Kapiteln, die beispielsweise die Unterschiede zwischen Kunst und Natur, das Kunsturteil, das Unterbewußte in der Kunst, Idee und Gestalt bis zum Begriff des Schönen und viele andere Fragen anregen, führen uns noch einmal den Gedanken einer Kunst vor, die auf dem Gefühl und Gemüt aufbaut. Diese Gedanken sind im wesentlichen kantianisch und romantisch und können von uns kaum noch vollzogen werden. Die Kunst, die auf dem Gefühl und auf dem Individuum aufruhet, ist vor allem die Kunst nach der Französischen Revolution bis ins 20. Jahrhundert hin, die wir modern nennen. Die alte und die modernste Kunst lassen sich auf diesen Fundamenten nicht errichten oder verständlich machen. Der Verf. zeigt in seinem letzten Kapitel „Freiheit und Tradition“ die Schwierigkeiten seiner Untersuchungen zu einem Teil selbst auf, wenn er bemerkt, daß die außereuropäischen Kulturen nicht ohne weiteres von seinen Ideen her begreiflich zu machen sind. Aber auch die Kunst des frühen Mittelalters kann man nicht vom „Gefühl“ und vom „Individuum“ her verstehen. Dazu sind diese Werke zu objektiv und zu sehr der Tradition verpflichtet. In vielen Fällen hat man Vorlagen einfach kopiert, und es dürfte sogar Werke gegeben haben, wo verschiedene Künstler zusammenwirkten wie in der Hinterglasmalerei, bei der gelegentlich von mehreren Mitarbeitern jeder eine andere Farbe ins Bild gesetzt hat. Das künstlerische „Individuum“ kann in einem solchen Fall gar nicht mehr allein der Träger des Kunstwerks sein. Die Spekulationen von Sturmfels leiden an ähnlichen Schwächen wie die Kantsche Kritik

der Urteilskraft. Sie kennen die kunstgeschichtliche Wirklichkeit zu wenig. Sicher gibt es für den Verf. nicht nur Polyklets Speerträger und Myrons Kuh wie im Werk des großen Philosophen; aber von der Verschiedenartigkeit der Kulturkreise und Denkmäler, die wir kennen, lassen sich diese Spekulationen, die ja philosophisch und damit umfassend sein wollen, nicht mehr aufrecht erhalten. In einer neuen Untersuchung zur Theorie der modernen Malerei spricht R. Wederer sogar in einem eigenen Kapitel vom „Begräbnis der Gefühle“. Sturmfels selbst mußte gegen moderne Philosophen wie Jaspers und Heidegger Front machen, die beide den Bezug der Kunst zu Sein und Wahrheit wieder in den Vordergrund rücken. So spricht Jaspers von der „Selbstvergessenheit im Schauen des Seins“ (7) und Heidegger sagt: „Die Wirklichkeit eines Werkes bestimmt sich aus dem, was im Werk am Werke ist, aus dem Geschehen der Wahrheit“ (50).

Trotz dieser Hinweise scheint es beachtenswert, die Ansicht einer in sich abgeschlossenen Ästhetik des Kunstwerks, das auf Gefühl und Individuum aufbaut, noch einmal vorgeführt zu erhalten, damit man erkennt, woher unser autonomer Kunstbegriff, der nahezu 200 Jahre die Diskussion der Ästhetik bestimmte, seinen Ursprung hat und wie widersprüchlich er ist.

H. Schade SJ

Literatur

BEISSNER, Friedrich: *Der Schacht von Babel*. Aus Kafkas Tagebüchern. Stuttgart: Kohlhammer 1963. 48 S. Brosch. 3,90.

Tagebücher und tagebuchartige Aufzeichnungen haben in unserem Jahrhundert für Dichter, Literaturhistoriker und Leser eine Bedeutung erreicht, die ihnen zur Zeit Schillers oder in einer Welt Stifters nicht zukam. Ihr Anwachsen ist bedingt durch monologische Existenz. Das persönliche, intime Tagebuch stiftet einen Ort des Asyls vor den Fängen des Geschäfts, den Blicken der Zuschauer. Es ermöglicht Kristallisationen des menschlichen und künstlerischen Gewissens, erlaubt Vorformen der Form. Kafka war auch in der Einschätzung fremder

Tagebücher und Zuflucht zum eigenen Tagebuch modern. Der bekannte Tübinger Professor für neuere deutsche Literatur weiß, daß in Tagebüchern Aufschluß gefunden werden kann „über den Ort der Kunst im Leben eines Künstlers, über Glück und Not und Fluch des künstlerischen Auftrags, über die aus der Kunstübung unmittelbar erwachsenden theoretischen und prinzipiellen Einsichten, vor allem auch über das Selbstverständnis des Dichters – und demgemäß über Richtigkeit und Irrtum der unterschiedlichen Interpretationen, die das dichterische Werk aufhellen oder zudecken ... Vieles, was heute über Kafka zu lesen ist, wird vom Tagebuch korrigiert“ (6). Die Reflexion, die Kafka aus seiner dichterischen Prosa ausgeschlossen hat, findet sich in seinen Tagebuchheften. Dort steht der wichtige Satz: „die Welt ins Reine, Wahre, Unveränderliche heben“. Auch den treffenden Titel seines Vortrags konnte Beissner einer Kafkaschen Aufzeichnung entnehmen: „wir bauen den Schacht von Babel“, d. h. nicht nach oben, nicht nach außen, nicht den Turm, nicht geradewegs ins Licht und den göttlichen Anspruch, sondern in eine Richtung und ein Suchen diesem entgegengesetzt, nach unten und innen, durch Dunkel.

Gegenüber modischen Verwertungen Kafkascher Texte für Feuilletons und Bühne meldet Beissner aus den Tagebüchern schlüssige Vorbehalte an. Was akademische Literarkritik zu leisten vermag, wie sie den Text mit einem der Wahrheit verpflichteten Auge besieht, wird einmal mehr deutlich.

P. K. Kurz SJ

SCHNEIDER, Reinhold: *Erfüllte Einsamkeit*. Freiburg: Herder 1963. 264 S. Lw. 18,80.

Zum sechzigsten Geburtstag des verstorbenen Schriftstellers stellte der Herderverlag eine Reihe von Aufzeichnungen, Bekenntnissen, Betrachtungen, Deutungen des Dunkels zu einem Buch der Botschaft und des Gedenkens zusammen. Für die bereits veröffentlichten, aber zum Teil schwer zugänglichen Texte ist die Jahreszahl ihrer Entstehung und, soweit möglich, der Ort der Erstveröffentlichung mitgeteilt. Zum erstenmal werden die Buchwidmungen für die inzwischen ebenfalls verstorbene Anna Maria Baumgarten mitgeteilt, die R. Schneider „Gefährtin meines Lebens“ nannte. Zwei Gedenkworte von Werner Bergengruen, der Wortlaut von Ehrenurkunden, einige Por-

träts, Fotos, zwei Handschriftenproben helfen mit, die Gestalt des Heimgegangenen zu gegenwärtigen. Über diese Erinnerung hinaus gebührt dem Buch der Rang eines christlichen Trostbuches. Es wird deutlich, wie sehr R. Schneider in den scheinenden und unscheinbaren Augenblicken menschlichen Lebens eben dieses Leben durch die Kraft glaubenden Wissens hinein hob in die Beziehung des Menschen zu seinem Schöpfer- und Erlösergott.

P. K. Kurz SJ

KASCHNITZ, Marie Luise: *Wohin denn ich*. Aufzeichnungen. Hamburg: Claassen 1963. 228 S. Lw. 8,80.

Die im Breisgau aufgewachsene, mit dem Wiener Archäologen von Kaschnitz-Weinberg verheiratete, nach dessen Tod in Frankfurt lebende Dichterin ist durch Hörspiele, Lyrik und Erzählungen hervorgetreten. Ihre Aufzeichnungen umfassen etwa ein halbes Jahr (das Winterhalbjahr 1961/62 läßt sich erkennen). Sie werden „die Geschichte einer Lehrzeit“, „eine Art Abrechnung mit mir selbst“, „ein Selbstbildnis mit sechzig Jahren“ (223 u. 185 f) genannt. Das Schicksal schlug sie mit dem Tod ihres Geliebten und Gemahls. Der Abgeschiedene ist ihr allgegenwärtig. Aber sie muß neu versuchen, „die Welt zu erlernen“, aus dem Totenreich aufzutauchen, in Erinnerungen und Traumvorstellungen nicht zu versinken. Von einem „Direktor“ der Literatur läßt sie sich zu einer Vortragsreise überreden, von ihrer ungebrochenen Tochter Constanza zu mehr Lebenslust ermahnen. Sie weiß um die Erwartungen des „trostsüchtigen Lesers“. „Das Amt des Dichters“ in dieser Zeit, Gegenstand ihres Vortrags, vergleicht sie „mit einem Wächter, dem im Gegensatz zu den glücklichen Augen des Goetheschen Türmers das Unerfreuliche und Häßliche nicht aus dem Sinn kommt, der aber mit seinem beständigen Aufmerken und Festhalten der Schrecknisse diesen selbst schon etwas von ihrem Schrecken nimmt“ (18). Verhaltensweisen der Zeitgenossen kann sie nur schwer verstehen. Der auferlegte literarische Betrieb bleibt ihr fremd. Die weithin „häßliche Stadt, in der ich wohne“, „das badische Dorf, das meine eigentliche Heimat ist“ und „Rom, wo ich so viele Jahre zugebracht habe“ heißen die drei vertrautesten Orte (188). Auch Hörspielmöglichkeiten werden erwähnt, darunter